

Der graue Alltag als schillerndes Drama

Theaterfestival Rahmen vor die Augen, Soundtrack ins Ohr, Schalter im Hirn kippen: So wird alles zur Performance

VON SUSANNA PETRIN

«Schaut euch um, das ist jetzt unsere Bühne!», sagt Regisseurin Beatrice Fleischlin und erfasst mit einer Armbewegung den gesamten Kasernenplatz. «Achtet euch auf das Licht, die Wetterverhältnisse und die Akustik. Dazu kommen natürlich die Darsteller: Schaut euch ihre Choreografie, ihre Mimik, ihre Gestik, den Tonus des Körpers an.»

Das Theaterfestival «It's The Real Thing – Basler Dokumentartage 13» hat ein neues dramatisches Format erobert: den Alltag. Mit ein wenig mentalem Training können Theaterbegeisterte den ganzen Tag einer Vor-

Theaterbegeisterte können den ganzen Tag einer Vorstellung beiwohnen, der ihres Lebens.

stellung beiwohnen, der Vorstellung ihres Lebens. Nicht ungewollt wie der arme Truman im Film «The Truman Show», sondern bewusst aus Vergnügen.

Weitere Exkursionen heute

Fleischlin hilft uns Anfängern, in den neuen Wahrnehmungsmodus reinzukommen. Sie verteilt weisse Rahmen zum Hindurchschauen und Kopfhörer mit Musik. Durch den Rahmen sehen wir Kindergartenkinder über den Kasernenplatz laufen, dazu die «Cloud Atlas»-Filmmusik «Travel to Edinburgh» – je nach hormoneller und sonstiger Verfassung reicht das bereits für feuchte Augen.

Drei verschiedene «performative Exkursionen» bietet das laufende Festival an: Ins Gericht (vorgestern mit Regisseur Milo Rau), in die Schule



Die Wirklichkeit ist ein Drama: Fleischlin (gestreiftes Shirt) während der Exkursion.

ZVG/ROBIN TRACHSEL

(noch mal heute Freitag um 9.30 und um 14 Uhr) sowie in die Kirche (am Sonntag um 9 Uhr mit Schauspielerinnen Ariane Anderegg). Wir gehen in die Schule.

«Versucht herauszufinden, was für Codes und Regeln gelten», sagt Fleischlin kurz vor dem Betreten des Gymnasiums Bäumlhof, besser gesagt vor dem Stück: «Die Englischstunde». Die Darsteller: Englischlehrer Albert Debrunner und 15 junge Männer kurz vor der Matura. Einer

von ihnen hat ein besonders auffälliges Kostüm gewählt: Haare auf Kopf, Kinn und Achseln in Rot, dazu die Füsse barfuss auf dem Pult platziert. Eine Haltung, die auch andere Schüler einnehmen.

Es ist offensichtlich ein sehr liberales, kontemporäres Schulstück, das wir sehen. Debrunner spielt darin den engagierten Englischlehrer, den wir immer gerne gehabt hätten. Er zeigt das Ende eines Films über moderne Kunst, «Why Beauty Matters».

Das alles erscheint als geschickt inszenierte Parallele zur Festival-Leitfrage: Wann ist Wirklichkeit Theater? Denn im Film wird gefragt: Wann ist ein Gegenstand Kunst? Was macht ein ungemachtes Bett zur Kunst? «Es ist Kunst, weil ich sage, dass es Kunst ist», sagt die Künstlerin Tracey Emin. «Mein Bett sieht aber genau so aus» wirft ein Schüler bei der folgenden Diskussion ein.

Fleischlin hat die Schulwirklichkeit für uns angereichert: Der Ab-

■ «ECHTES THEATER»

Der Festivauftritt – She She Pops «Schubladen» – war ausverkauft, weitere Abende sind es auch schon oder fast. Offensichtlich trifft das neue Basler Theaterfestival «It's the Real Thing – Basler Dokumentartage 13» den Geist der Zeit. **Wirklichkeit und Theater – sie stehen nicht zwingend im Widerspruch zueinander**, wie diese Woche Stück um Stück beweist.

Bei den Themen Alltag und Realität sind wir alle Experten. Auch das macht wohl die Beliebtheit dieses Festivals aus. Ob die eigene Identität (She She Pop, siehe unten), das furchtbare Geschehen in Syrien (Rabih Mroué's «The Pixelated Revolution heute Abend») oder die Schule (siehe Haupttext) – dazu hat sich jeder von uns schon Gedanken gemacht, die Produktionen dazu werden uns zwangsläufig etwas angehen, der Schritt ins Theater fällt wahrscheinlich leichter.

Ebenfalls ausverkauft ist heute die Performance der Breivik-Rede. Wieder sorgte sie im Vorfeld für Aufruhr. Festivalleiter Boris Nikitin hofft, dass danach nicht mehr alle über ein Phantom reden, das sie nie gesehen haben, sondern über die Wirklichkeit. (SPE)

www.itstherealthing.ch

wart, der Biologie-Assistent, ein Computerexperte und eine Schülerin, die sich für eine Schauspielprüfung vorbereitet, stellen im Lauf des Vormittags sich und ihre Arbeit vor.

Die Schule ist aus, wir geben Rahmen und Kopfhörer zurück. «Vielleicht bleibt etwas vom Erlebnis übrig», sagt Beatrice Fleischlin zum Abschied. Mit Sicherheit: Warten aufs Tram, Sitzungen, Schlangestehen vor Schaltern – nichts wird je wieder langweilig sein.

Pichet Klunchun und ich selbst

Interkulturell Ost und West nähern sich einander im international viel gelobten Stück «Pichet Klunchun and Myself». Der Unterschied ist nicht klein, zeigt das Interview mit dem thailändischen Darsteller.

VON SUSANNA PETRIN

«Wie heisst du?» Mit dieser ersten aller Fragen beginnt das Stück «Pichet Klunchun and Myself», das heute Abend im Roxy Birsfelden zu sehen ist. Zwei Choreografen mit unterschiedlichen Wurzeln nähern sich einander auf der Bühne Frage um Frage, Schritt um Schritt an: Der thailändische Khon-Tänzer Pichet Klunchun und der Franzose Jérôme Bel. Sie sprechen über ihre Kunst, über Religion, die Globalisierung.

«Nehmen Sie die eigene kulturelle Prägung stärker wahr, seit Sie an diesem Stück arbeiten?», frage ich Pichet Klunchun auf Englisch. Er seufzt, streicht sich mit den Händen übers Gesicht, denkt lange nach. Als Journalistin habe ich die Gelegenheit bekommen, den bekannten Tänzer zu treffen. Und während dieses Interviews fühle ich mich, als ob wir eine weitere Version seines Stücks aufführten. Ich war mal drei Tage in Bangkok, ich mag Mango mit Sticky Rice – aber was weiss ich schon über die thailändische Mentalität? Hat er meine Frage verstanden? Falls nicht, würde er mir das sagen? Oder verliert man so als Thailänder sein Gesicht?

Schliesslich setzt Klunchun zu einer Antwort an: «Nachdem wir das Stück schon seit 2005 aufführen, habe ich das Gefühl, dass ich über meine Kultur nicht mehr begeistert bin.»



Pichet Klunchun und Jérôme Bel im in Basel gastierenden Stück. HO

Klunchun lenkt das Gespräch in eine unerwartete Richtung: Bel habe in ihm Stolz auf sein kulturelles Erbe geweckt. Er habe sich deshalb von dieser Produktion erhofft, dass auch die Thailänder sich wieder dem Khon-Tanz zuwenden würden. Doch nun, nach all den Jahren, all den Aufführungen, sei «nichts passiert in Thailand». Die im Westen erfolgreiche Performance sei den Thailändern egal, dass diese in Europa den renommierten Princess Margriet Award gewonnen habe, sei ihnen egal. «In Thailand bin ich niemand.» Und der Khon-Tanz wird in Klunchuns Heimat fast nur noch für Touristen aufgeführt.

«It's a bit sad», verstehe ich später, von seiner Enttäuschung angesteckt, dabei sagte Klunchun «big set». So schnell kann es zu Missverständnissen kommen. Der Tänzer, der mehrheitlich im Westen auftritt, aber in Thailand lebt, bekundet seinerseits

grosse Mühe, die westliche Kultur zu verstehen. An der Oberfläche schon, aber in ihrem Kern könne man eine andere Kultur nie verstehen. Das beginne beim Essen: «Unsere Zunge kann diesen Geschmack nicht verstehen.» Sein Verdacht: Die Thailänder mögen westliches Essen nur, weil es Mode ist, weil die Werbung ihnen das einredet.

In der Heimat unverstanden

Mit 16 hat Klunchun begonnen, den klassischen Maskentanz bei einem Meister zu erlernen. Daraus hat er seinen eigenen Stil entwickelt. «Ich arbeite zeitgemäss, brauche dabei aber die Konzepte meines eigenen Landes» sagt er. Das habe ihn in einen traurigen Zwiespalt manövriert. Der Westen verstehe nicht, woher er komme, der Osten nicht, wohin er gehe. «Nicht einmal meine Schwester versteht, was ich hier tue.» Klunchun (Anfang 40) steckt offenbar in einer Sinnkrise, zweifelt sogar am Erfolgsstück «Pichet Klunchun and I», wie er offenherzig erzählt. Die Zuschauer lachten über ihn, den seltsamen Asiaten. Er frage sich, warum: «Am Anfang hatte ich Fragen zu meiner Kultur, jetzt habe ich Fragen zu meinem Publikum.» Darf ich das alles schreiben? «Sicher.» Weiss Bel über seine Gefühle Bescheid? «Nein, wir reden nicht sehr viel zusammen.»

Er habe sich verändert, seit sie das Stück zuletzt aufgeführt hätten, sagt Klunchun, das sei schon ein Jahr her. Seine neuen Ansichten dürfte Bel nun auf der Bühne erfahren. Denn die Performance ist nicht fix einstudiert, die Antworten dürfen variieren, Zusatzfragen gestellt werden. Das passt zum Festivalmotto, demnach die Realität direkt ins Theater einfliesst.

In den Schubladen unserer Kindheit

She She Pop Wie wir leben, wie wir denken, wie wir lieben: Kaum geboren, beginnt das soziale Umfeld uns zu programmieren. Wie sehr Eltern, Staat und Ideologien uns prägen, führt das Performance-Kollektiv She She Pop in einem vergnüglichen Spiel mit Kindheitserinnerungen vor. Ex-DDR trifft im Stück «Schubladen» auf Ex-BRD. Drei in Westdeutschland aufgewachsene Performerinnen des Kollektivs vergleichen ihre Jugend mit drei im Osten grossgewordenen Frauen. Mit Staunen und Unverständnis, zeitweise mit Neid und Häme. Gestern und am Donnerstagabend am Theaterfestival «It's The Real Thing».

Alles rollt in dieser vergnüglichen Performance. Die Bürostühle, auf denen die Darstellerinnen sitzen. Die mit Rädern versehenen Schubladen, in denen sie die Briefe, Tagebücher und Schallplatten mitgebracht haben. Die Kindheit und die Jugend.

«Meine Mutter ist Atheist»

Berit ist getauft worden. Wenkes Mutter ist «Atheist». «Stop!» ruft Ilia, die in einem Haushalt aufwuchs, wo Alice Schwarzer's «Der kleine Unterschied» als grösstes Buch im Regal galt und die Mutter sich gern auch «Wie vergewaltige ich einen Mann» oder «Mythos Weiblichkeit» einverleibte: «Erkläre Atheist (nicht Atheistin)?» Wenke doppelt bald nach: «Meine Mutter ist ein guter Arbeiter.»

Der einen West-Mutter hörte bei ihrer Geburt auf zu arbeiten, erst viel später kam der Montessori-Kindergarten; der anderen Ost-Mutter widmete sich sechs Monate der Erzie-

hung und gab sie dann in die Kinderkrippe. Sie sei ein doppelt behütetes Töchterchen: «Von der Mutter und dem heiligen Geist.» So lästern die Ostfrauen bei einer Flasche Wodka über die Westlerinnen, später machen sich die Westfrauen über die im Osten sozialisierten lustig: bei einer Flasche Prosecco.

Fernsehserien und ihre Titelmelodien, die Inhalte von Westpaketen, die ersten Annäherungen an Schulfreundschaften, Katarina Witts Carmen-Posen. Die sechs Darstellerinnen lesen aus ihren Tagebüchern, singen, tanzen. Und dabei kommt so manche wunderbare Anekdote kommt auf den Tisch: Annett findet in Stasiakten alle Gedichte wieder,

die sie 25 Jahre zuvor verbrannt hatte.

Eigene Erinnerungen

20 Jahre Abstand sind eine gute Distanz, um die Skurrilität der eigenen Kinder- und Jugendjahre deutlich zu erkennen. Im Stück erscheinen sozialistische wie kapitalistische Gepflogenheiten gleichermassen komisch bis absurd. Und natürlich lebt der Abend auch davon, dass die eigenen Erinnerungen hochkommen. Auch die peinlichen, denn die überwiegen in den Teenager-Jahren bekanntlich.

Die Performance ist gespickt mit schönen Einfällen, ist warm, humorvoll und klug inszeniert. Nur: Zu lang ist sie auch. 30 Minuten weniger – die Zeit nach der Wende hätte man getrost weglassen können –, und die schöne Inszenierung wäre noch schöner. Glatt wie die stets rasierten Beine der Westfrauen. (SPE)